

MARTÍN CAPARRÓS

DER

HUNGER

» WIE ZUM TEUFEL  
KÖNNEN WIR WEITERLEBEN,  
OBWOHL WIR WISSEN,  
DASS DIESE DINGE GESCHEHEN? «

SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 4751

Fünf Jahre hat Martín Caparrós den ganzen Globus bereist, um die Schande zu kartografieren: Er war in Niger, wo der Hunger so aussieht, wie wir ihn uns vorstellen; in Indien, wo mehr Menschen hungern als in jedem anderen Land; in den USA, wo jeder Sechste Probleme hat, sich ausreichend zu ernähren, während jeder Dritte unter Fettleibigkeit leidet; in Argentinien, wo Nahrungsmittel für 300 Millionen Menschen produziert werden, obwohl sich viele Bürger kein Fleisch mehr leisten können. Am Ende dieser Reise steht ein einzigartiges Buch: Großreportage, Geschichtsschreibung und wütendes Manifest. Der Hunger, so Caparrós, ist keine Naturkatastrophe, die schicksalhaft über die Menschen hereinbricht. Der Hunger ist der krasseste Ausdruck der gigantischen sozialen Ungleichheit in einer Welt, in der das reichste Prozent mehr besitzt als alle anderen zusammen.

Martín Caparrós, geboren 1957 in Buenos Aires, ist Schriftsteller, Journalist und einer der bedeutendsten öffentlichen Intellektuellen der spanischsprachigen Welt. Für seine Essays und Romane erhielt er zahlreiche Auszeichnungen, unter anderem den Premio Heralde und den renommierten Journalistenpreis Rey de España.

**MARTÍN CAPARRÓS**  
**DER**  
**HUNGER**

Aus dem Spanischen von  
Sabine Giersberg und Hanna Grzimek

**S U H R K A M P**

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
*El hambre*  
bei Planeta de Libros Argentina (Buenos Aires).

Die Übersetzerin Sabine Giersberg dankt  
dem Freundeskreis der Literaturübersetzer e. V.  
für ein Arbeitsstipendium, das vom Ministerium  
für Wissenschaft, Forschung und Kunst  
Baden-Württemberg ermöglicht wurde.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliographie;  
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2017  
suhrkamp taschenbuch 4751  
© Suhrkamp Verlag Berlin 2015  
© Martín Caparrós, 2014  
Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Umschlaggestaltung:  
ANZINGER | WÜSCHNER | RASP Marion Blomeyer, München  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-46751-0

*»Try again. Fail again. Fail better.«*

*Samuel Beckett, Worstward Ho*



## *Die Anfänge*

### 1

Drei Frauen waren um das Krankenlager versammelt: Großmutter, Mutter, Tante. Ich hatte eine Weile zugehört, wie Mutter und Tante langsam die beiden Plastikteller, die drei Löffel, den rußigen Topf, den grünen Eimer zusammenpackten und alles der Großmutter übergaben. Die beiden nahmen die Decke, legten zwei, drei Hemdchen, ihre übrigen Habseligkeiten hinein und schnürten ein Bündel, das die Tante sich auf den Kopf setzte. Doch als die Tante sich über das Lager beugte, den Kleinen hochhob, ihn befremdet, ungläubig ansah und ihn der Mutter auf den Rücken legte, so wie Kinder in Afrika gewöhnlich auf den Rücken ihrer Mütter gelegt werden – die Beine und Arme gespreizt, die Brust gegen den Rücken gepresst, das Gesicht zur Seite gedreht – und ihn mit einem Tuch festband, brach es mir das Herz. Der Kleine war an seinem angestammten Platz, bereit für den Heimweg, tot.

Es war nicht heißer als sonst auch.

Ich glaube, hier hat dieses Buch seinen Anfang genommen, in einem Dorf in der Nähe, irgendwo in Niger. Ich saß mit Aisha auf einer Sisalmatte vor der Tür ihres Hauses, schweißtreibende Mittagshitze, staubtrockener Boden, der Schatten eines dünnen Baumes, das Geschrei der herumtollenden Kinder, und als sie mir von der Kugel Hirsebrei berichtete, die sie jeden Tag aß, und ich fragte, ob sie tatsächlich jeden Tag eine Kugel Hirsebrei esse, prallten unsere Kulturen zum ersten Mal aufeinander:

»An jedem Tag, an dem es dafür reicht.«



Sagte sie und senkte beschämt den Blick; ich fühlte mich wie ein Idiot. Wir sprachen weiter über Nahrung oder besser gesagt, den Mangel an derselben, und ich war in all meiner Naivität zum ersten Mal mit dem Hunger in seiner extremsten Form konfrontiert. Nach zwei überaus aufschlussreichen Stunden fragte ich sie – diese Frage würde ich später noch oft stellen –, was sie sich wünschen würde, wenn ein Zauberer käme, der ihr jeden Wunsch erfüllen könnte, ganz gleich welchen. Aisha überlegte, als hätte sie sich diese Frage noch nie gestellt. Sie war Anfang, Mitte dreißig, hatte eine Adlernase und traurige Augen, der übrige Körper war von fliederfarbenem Stoff bedeckt.

»Ich wünsche mir eine Kuh, die viel Milch gibt. Die würde ich dann verkaufen, von dem Geld könnte ich Krapfen machen und sie auf dem Markt anbieten. So kämen wir halbwegs über die Runden.«

»Nein, so meinte ich das nicht. Der Zauberer könnte dir jeden Wunsch erfüllen, egal welchen. Also, um was würdest du ihn bitten?«

»Wirklich jeden?«

»Aber ja.«

»Zwei Kühe vielleicht?«

Sagte sie leise und fügte hinzu:

»Dann müsste ich nie mehr Hunger leiden.«

So wenig, dachte ich im ersten Moment.

Und doch so viel.

## 2

Wir kennen den Hunger, verspüren ihn zwei- bis dreimal am Tag. Hunger ist das Normalste von der Welt, und doch ist den meisten von uns nichts fremder als echter Hunger.

Wir kennen den Hunger, verspüren ihn zwei- bis dreimal am Tag. Doch zwischen diesem alltäglichen Hunger, der jeden Tag aufs Neue befriedigt wird, und dem verzweifelten Hunger derjenigen, die ihm

ohnmächtig ausgeliefert sind, liegen Welten. Der Hunger war seit je die Triebfeder für gesellschaftlichen Wandel, technischen Fortschritt, Revolutionen, Konterrevolutionen. Nichts hat die Geschichte der Menschheit stärker beeinflusst. Keine Krankheit, kein Krieg hat mehr Opfer gefordert. Keine Seuche ist so tödlich und dabei so vermeidbar wie der Hunger.

Ich hatte ja keine Ahnung gehabt.

In meiner frühesten Erinnerung ist der Hunger ein Kind mit aufgeblähtem Bauch und dünnen Beinchen an einem unbekanntem Ort namens Biafra; damals, Ende der Sechziger, hörte ich zum ersten Mal von seiner grausamsten Form: der Hungersnot. Biafra war ein kurzlebige Land: Kurz nachdem der Landesteil seine Unabhängigkeit von Nigeria erklärt hatte, erfolgte der erste Angriff nigerianischer Truppen. Im anschließenden Krieg starb eine Million Menschen an Hunger. Der Hunger: Auf den Schwarz-Weiß-Bildern waren das surrende Fliegen und Kinder, denen der Tod ins Gesicht geschrieben stand.

In den folgenden Jahrzehnten wurde das Bild zur Gewohnheit; hartnäckig kehrte es immer wieder. Und so ging ich davon aus, dass ich dieses Buch mit einem schonungslosen Bericht über eine Hungersnot beginnen würde. Ich würde ein Notfallteam an einen finsternen Ort begleiten, wahrscheinlich in Afrika, wo Tausende Menschen verhungern. Ich würde den Horror bis ins grauenhafteste Detail schildern und warnen, man solle sich nicht täuschen – oder täuschen lassen: Situationen wie diese seien nur die Spitze der Spitze des Eisbergs, die Wirklichkeit sähe noch einmal ganz anders aus.

Ich hatte mir das alles perfekt ausgemalt, doch während der Arbeit an diesem Buch gab es keine unkontrollierten Hungersnöte – nur die üblichen Berichte über die tödliche Knappheit in der Sahelzone, somalische oder sudanesischen Flüchtlinge, Überschwemmungen in Bengalen. Was ja einerseits eine großartige Nachricht ist. Doch auf der anderen Seite ist genau das ein Problem: Die Hekatomben waren die einzige Chance für den Hunger, zumindest als Bild auf dem heimischen Fernseher auch für diejenigen sichtbar zu werden, die nicht

darunter leiden. Hunger als punktuelle, erbarmungslose Katastrophe gibt es nur im Zusammenhang mit Kriegen oder Naturkatastrophen. Doch es bleibt all das, was sich nicht so leicht zeigen lässt: die Abermillionen Menschen, die nicht ausreichend essen – und die darunter leiden und dabei draufgehen. Der Eisberg, über den dieses Buch berichten und nachdenken will.

Wir alle wissen, dass es Hunger auf der Welt gibt. Wir alle wissen, dass achthundert, neunhundert – die Zahlen variieren – Millionen Menschen tagtäglich hungern. Wir alle haben von diesen Schätzungen gelesen oder gehört und können oder wollen keine Schlüsse daraus ziehen. Vielleicht war es mal anders, aber heutzutage bewirkt das Zeugnis – der schonungsloseste Bericht – nichts mehr.

Was bleibt dann noch? Schweigen?

Aisha, die davon sprach, dass zwei Kühe ihr Leben grundlegend verändern würden. Bedarf es da noch einer Erklärung? Die einschneidendste Erfahrung war die Erkenntnis, dass die extremste, grausamste Art von Armut jene ist, die einem die Möglichkeit nimmt, sich ein anderes Leben auch nur vorzustellen. Die einem keinerlei Perspektive, nicht einmal Wünsche lässt: Man ist zum Immergleichen, Unausweichlichen verurteilt.

Ich will damit sagen, ja, wie soll ich es ausdrücken, mein freundlicher, wohlwollender, ein wenig zerstreuter Leser: Können Sie sich vorstellen, was es heißt, nicht zu wissen, was man am nächsten Tag essen soll? Können Sie sich ein Leben vorstellen, in dem Sie sich jeden Tag aufs Neue fragen, was Sie morgen essen werden? Ein Leben, das primär aus dieser Ungewissheit besteht, aus der damit verbundenen Angst, der Frage, wie man ihr Herr werden soll, daraus, an kaum etwas anderes denken zu können, weil jeder Gedanke von diesem Mangel beherrscht ist? Können Sie sich ein so eingeschränktes, kurzes, oft äußerst schmerzliches, hart erkämpftes Leben vorstellen?

Das Schweigen hat viele Formen.

Dieses Buch wirft jede Menge Probleme auf. Wie soll man das ferne Andere erzählen? Sehr wahrscheinlich kennen Sie, werter Leser, wertere Leserin, jemanden, der an Krebs gestorben ist, der Opfer eines gewaltvollen Überfalls wurde, der eine Liebe, einen Job, seinen Stolz verloren hat; doch höchstwahrscheinlich kennen Sie niemanden, der mit dem Hunger lebt, mit der Gefahr zu verhungern. So viele Millionen Menschen, die uns so unsagbar fern sind: die etwas durchmachen, was wir uns nicht vorstellen können oder wollen.

Wie soll man von all dem Elend erzählen, ohne in Miserabilismus zu verfallen, in die sentimentale Ausbeutung fremden Schmerzes? Vielleicht sollte man vorher ansetzen: Warum überhaupt von all dem Elend berichten? Vom Elend zu berichten ist oft schon eine Form, es auszunutzen. Das fremde Unglück interessiert viele unglückliche Menschen, die sich davon überzeugen wollen, dass es gar nicht so schlecht um sie bestellt ist, oder die einfach nur dieses Kribbeln spüren wollen. Fremdes Unglück – Elend – ist nützlich, um zu verkaufen, zu verbergen, um Dinge durcheinanderzuwerfen: So lässt sich beispielsweise suggerieren, das individuelle Schicksal sei ein individuelles Problem.

Vor allem aber: Wie soll man gegen den Bedeutungsverlust der Worte ankämpfen? Die Worte »Millionen Menschen hungern« sollten etwas bedeuten, etwas bewegen, bestimmte Reaktionen auslösen. Doch die Worte tun das längst nicht mehr. Vielleicht würde ja etwas passieren, wenn es uns gelänge, den Worten wieder einen Sinn zu geben.

Dieses Buch ist ein Fehlschlag. Das gilt letztlich für jedes Buch. Aber in diesem Fall vor allem, weil eine Untersuchung des größten Versagens der Menschheit selbst nur scheitern kann. Wozu natürlich auch meine Begrenztheit, meine Zweifel, meine Unfähigkeit beigetragen haben. Ich schäme mich dieses Scheiterns nicht: Ich hätte mehr Geschichten finden, mehr Punkte bedenken, mehr verstanden haben sollen. Aber manchmal lohnt sich das Scheitern.

Um erneut zu scheitern, besser zu scheitern.

»Der jährliche Hungertod von mehreren zehn Millionen Männern, Frauen und Kindern ist der Skandal unseres Jahrhunderts. Alle fünf Sekunden verhungert ein Kind unter zehn Jahren. Und das auf einem Planeten, der grenzenlosen Überfluss produziert ... In ihrem augenblicklichen Zustand könnte die Weltlandwirtschaft problemlos zwölf Milliarden Menschen ernähren, was gegenwärtig fast der doppelten Weltbevölkerung entspricht. Insofern ist die Situation alles andere als unabwendbar. Ein Kind, das an Hunger stirbt, wird ermordet«, schreibt Jean Ziegler, der ehemalige UN-Sonderberichterstatter für das Recht auf Nahrung, in seinem Buch *Wir lassen sie verhungern*.

Scheitern, abertausendmal. Jeden Tag sterben auf der Welt – dieser Welt – 25 000 Menschen an Ursachen, die mit dem Hunger zusammenhängen. Wenn Sie, werte Leserin, werter Leser, sich die Mühe machen, dieses Buch zu lesen, wenn Sie es womöglich gar nicht mehr zur Seite legen können und es in, sagen wir, acht Stunden lesen, werden in der Zeit 8000 Menschen verhungern: 8000, das ist sehr viel. Wenn Sie sich nicht die Mühe machen, werden die Menschen trotzdem sterben, aber Sie haben glücklicherweise nichts davon mitbekommen. Also legen Sie es wahrscheinlich beiseite. Das würde ich auch tun. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

(Aber jetzt haben Sie immerhin diesen kleinen Abschnitt in einer halben Minute gelesen; in dieser Zeit sind nur zwischen acht und zehn Menschen auf der Welt verhungert – und nun können Sie erleichtert aufatmen.)

Aber falls Sie sich entscheiden, das Buch nicht zu lesen, geht Ihnen vielleicht eine Frage nicht mehr aus dem Kopf. Unter all den Fragen, die ich mir stelle, die dieses Buch stellt, lässt mich eine nicht mehr los:

Wie zum Teufel können wir weiterleben, obwohl wir wissen, dass diese Dinge geschehen?

# NIGER

*Strukturen des Hungers*



# 1

Ich hatte kurz zuvor mit ihr gesprochen: vielleicht fünf oder sechs Stunden vorher, als ihr Baby noch lebte und schlief; es war spindeldürr und wimmerte, aber es schlief:

»Der Arzt hat gesagt, ich müsse Geduld haben, vielleicht wird er wieder gesund.«

Sagte sie, und ich zögerte, die naheliegende Frage zu stellen. Normalerweise gibt es keinen Grund dazu.

»Heißt das, er wird vielleicht nicht gesund?«

»Ich weiß es nicht.«

Kadi ist etwa zwanzig – »Keine Ahnung, ungefähr zwanzig«, hatte sie gesagt –, und Seydou war ihr einziges Kind. Kadi hatte, wie sie erzählte, spät geheiratet, ungefähr mit sechzehn.

»Wieso ist das spät?«

»Na ja, die meisten Mädchen heiraten mit zwölf, dreizehn oder schon mit zehn.«

Kadi erzählte, man habe sie mit einem bettelarmen Nachbarn verheiratet, kein anderer habe sie gewollt.

»Ich weiß nicht warum. Weil ich so dürr bin, dachten sie vielleicht, ich könnte keine Kinder bekommen.«

Yussuf, ihr Mann, sei ein guter Kerl, aber es falle ihnen sehr schwer, an Essen zu kommen, denn sie hätten kein eigenes Land, er müsse jeden Job annehmen, und es sei nicht leicht gewesen, schwanger zu werden, aber dann habe es doch geklappt. Sie glauben nicht, wie sehr wir uns gefreut haben, erzählte sie, aber wir hatten auch Angst, weil wir nicht wussten, womit wir es großziehen sollten. Aber wenn alle unsere Freunde das mit den Kindern hinbekommen, dann würde uns das auch gelingen. Und dann die Freude darüber, dass es ein Junge war,



sie hätten ihm den Namen Seydou gegeben, und er sei gut gediehen, anfangs sei er prächtig gediehen, und alle seien so glücklich gewesen.

»Doch vor ein paar Tagen bekam er dann diesen Durchfall, Sie können sich nicht vorstellen, was für einen schlimmen Durchfall, es hörte nicht mehr auf, keine Chance. Da habe ich ihn zum Marabout gebracht.«

Niger ist – wie jedes Land – das Ergebnis einer Reihe von Zufällen. In Afrika sind sie jüngeren Datums und noch deutlich sichtbar: der Fehler eines Kartografen, die Absprachen eines französischen und eines englischen Staatschefs, sagen wir, in Versailles im Jahr 1887, wo sie die Region aufteilten, der Ehrgeiz oder die Apathie eines Entdeckers mit Prostataproblemen. Aber es war genauso Zufall, dass Napoleon III. im Zuge des Streits um die spanische Thronfolge in seiner Einfalt auch noch auf die Idee kam, Bayern die Pfalz abzuknöpfen, und es so endgültig in die Arme Preußens trieb – die Geburtsstunde Deutschlands –, oder dass die Regierenden in Buenos Aires nicht in der Lage waren, die Abspaltung von Uruguay zu verhindern. Man könnte unzählige solcher Beispiele anführen. Regieren heißt, die allgemeine Ignoranz auszunutzen, um aus der eigenen das größtmögliche Kapital zu schlagen.

In diesem Fall ein ausgesprochen unglücklicher Zufall. Niger besteht zu drei Vierteln aus unfruchtbarem Land und quasi Unterboden. Ein paar Kilometer weiter südlich gibt es riesige Erdölvorkommen, aber die gehören zu Nigeria – und die Bewohner auf dieser Seite der Grenze haben kein Recht, es zu fördern, und hungern. Es liegt eine gewisse Grausamkeit in diesen Zufallsgebilden, die wir Länder nennen und die, so redet man uns ein, unser Ureigenstes sind, das wir von ganzem Herzen lieben und mit unserem Leben verteidigen sollen.

Niger ist vielleicht das repräsentativste Land der Sahelzone, die sich als Streifen von fünftausend Kilometern Länge – und etwa tausend Kilometern Breite – durch Afrika zieht: vom Atlantik bis zum Roten Meer, unterhalb der Sahara. Das Wort »Sahel« bedeutet Küste – Küste der Sahara. Es ist ein wüstenähnliches, flaches Gebiet, in dem einst einige der mächtigsten Reiche Afrikas prosperierten: zum Beispiel das Mali-

reich im 14. Jahrhundert, als die Herrscher von Timbuktu Salz aus der Wüste im Norden gegen Sklaven aus den Urwäldern im Süden tauschten und mit den Erlösen eine der größten Städte ihrer Zeit erbauten. Heute umfasst die Sahelzone neben Niger Teile von Senegal, Mauretanien, Algerien, Mali, Burkina Faso, Nigeria, Tschad, Sudan, Äthiopien, Eritrea und Somalia. Mehr als fünf Millionen Quadratkilometer, fünfzig Millionen Menschen, dürres Vieh, spärlicher Ackerbau, wenig Industrie, kaum Infrastruktur. Dafür werden immer neue Rohstoffvorkommen entdeckt und ausgebeutet.

Die Sahelzone ist zudem das Gebiet, das dem Wort »Notstand« eine neue Bedeutung gab, welches zuvor außergewöhnlichen, unerwarteten Ereignissen vorbehalten war. In der Sahelzone tritt jedes Jahr im Juni für Millionen von Menschen der Notstand ein: Sie haben nichts zu essen, eine Hungersnot droht.

Und ein Jahr später geschieht genau dasselbe.

Und im nächsten und übernächsten – doch es ist jedes Mal anders.

Die Sahelzone ist unter anderem das Opfer eines verbreiteten Vorurteils: Man glaubt, dass die Bewohner hungern, weil es eben nichts zu essen gibt, der Hunger wird als strukturelles, unabänderliches Problem gesehen. Sie hungern, weil sie keine Wahl haben, die armen Teufel.

In der Sahelzone ist der Hunger immer gegenwärtig, aber er wird brutal, wenn die Periode beginnt, die die Franzosen als *soudure*, die Angelsachsen als *hunger gap* bezeichnen und für die wir im spanischen Sprachraum keine eigene Bezeichnung haben, wozu auch? Es handelt sich um die Monate, in denen die vorherige Ernte aufgebraucht ist und die nächste sich mühsam aus dem kargen Boden kämpft. Dann bitten die Regierungen um Hilfe oder auch nicht, die internationalen Organisationen warnen vor der Gefahr und entsenden ihre Hilfsgüter oder auch nicht, Millionen von Menschen haben zu essen oder auch nicht, und hier, im Bezirkskrankenhaus von Madaoua, fünfhundert Kilometer von Niamey entfernt, errichtet das Team von Ärzten ohne Gren-

zen (MSF) alle paar Tage eine neue Notunterkunft, weil immer mehr unterernährte Kinder eingeliefert werden. Im Behandlungszentrum für unterernährte Kinder – dem Centre de réhabilitation et d'éducation nutritionnelle intensive, kurz CRENI, mit hundert Betten – befinden sich bereits über dreihundert kleine Patienten, und der Strom reißt nicht ab. Von den rund 90 000 Kindern unter fünf Jahren, die im Distrikt Ma-daoua leben, wurden im letzten Jahr 21 000 wegen Unterernährung in diesem Zentrum und seinen Ablegern behandelt: fast ein Viertel.

Aus diesem Zentrum kam Kadi vor einer Weile mit ihrem Sohn auf dem Rücken heraus.

Dort sind in der letzten Woche 59 Kinder verhungert oder an hungerbedingten Krankheiten gestorben.

Als der Junge erkrankte, gab der Marabout ihnen eine Salbe, mit der sie ihm den Rücken einreiben sollten, berichtete Kadi, und ein paar Blätter, um einen Tee zuzubereiten. Der Marabout ist nicht nur der muslimische Weise im Dorf; häufig ist er auch der Schamane – der heute aus politischer Korrektheit als »Heiler« bezeichnet wird: eine zentrale Figur. Kadi befolgte alle Anweisungen, doch der Durchfall hörte nicht auf. Eine Nachbarin hatte ihr von dem Krankenhaus erzählt, warum es nicht dort versuchen? Kadi war vor mehr als sechs Tagen angekommen – sie sagt: vor mehr als sechs Tagen –, und man hatte sie und ihr Baby behandelt, aber sie verstand nicht, warum der Junge krank sein solle, weil er nicht genügend gegessen habe.

»Er hatte zu essen, erst habe ich ihm die Brust gegeben und dann sein Essen. Er hat immer was bekommen. Manchmal haben mein Mann und ich auf das Essen verzichtet oder nur sehr wenig zu uns genommen, aber ihm haben wir immer sein Essen gegeben: Er musste nie weinen, er hatte immer zu essen.«

Sagte Kadi wütend, verletzt.

»Mein Sohn bekommt zu essen. Er muss aus einem anderen Grund krank geworden sein. Vielleicht ein böser Fluch eines Zauberers oder einer Hexe. Oder er hat neulich zu viel Staub geschluckt, als die große

Herde durch das Dorf gezogen ist. Oder es liegt an Aminas Neid, ihr Kind ist gestorben, die beiden wurden zur gleichen Zeit geboren. Ich weiß nicht, woran es liegt, aber nicht am Essen, er isst doch.«

»Was geben Sie ihm denn zu essen?«

»Na, was schon, Woura.«

Sagte sie ganz selbstverständlich. Ich sagte ihr nicht, dass Woura, der feste Brei aus Hirse und Wasser, den die Menschen in Niger fast täglich essen, keine Nahrung für ein anderthalbjähriges Kind ist, dass der Brei nichts von dem enthält, was der Junge braucht. Kadi war ohnehin bereits verärgert, in ihrer Ehre gekränkt:

»Die sagen, er sei krank, weil ich ihm sein Essen nicht gegeben habe. Die haben doch keine Ahnung. Wenn ich denen zuhöre, wird mir angst und bange, am liebsten möchte ich gehen.«

Sagte Kadi zu mir. Und ein paar Stunden später ging sie tatsächlich, mit ihrem toten Kind auf dem Rücken.

Um es klipp und klar zu sagen: Die tägliche Kugel Hirsebrei bedeutet, von Brot und Wasser zu leben.

Hunger zu leiden.

»Hunger« ist ein eigenartiges Wort. Es ist so oft auf unterschiedliche Weise ausgesprochen worden; es hat so viele verschiedene Bedeutungen. Wir kennen Hunger und haben doch keine Vorstellung, was Hunger ist. Wir sagen und hören das Wort Hunger so oft, dass es sich abgenutzt hat, ein Klischee geworden ist.

»Hunger« ist ein eigenartiges Wort. Aus dem lateinischen *famen* machten die Italiener *fame*, die Portugiesen *fome*, die Franzosen *faim*; die Spanier *hambre*, mit diesem harten »br«, das wir auch in *hombre* (Mensch, Mann), *hembra* (Weibchen) oder *nombre* (Name) finden: allesamt schwere Worte. Es gibt wohl kaum ein anderes Wort, das stärker mit Bedeutung aufgeladen ist als »Hunger« – und doch ist es leicht, diese abzuschütteln.

»Hunger« ist ein erbärmliches Wort. Viertklassige Dichter, politische Hinterbänkler und alle möglichen leichtfertigen Schreiberlinge